

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 7

Artikel: Am Fenster : Jugenderinnerungen [Fortsetzung]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663972>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



XLIV. Jahrgang

Zürich, 1. Januar 1941

Heft 7

Das neue Jahr.

Mancher Tag steigt hell empor,
Will mir nichts als Liebes zeigen;
Zieht er heim durchs goldne Tor,
Muß mein Mund in Sorgen schweigen.

Mancher Morgen trägt als Kleid
Schwere, dunkle Nebelschwaden —
Sieh! Ein Wind verweht das Leid,
Und ein Abend winkt voll Gnaden.

Also kann das neue Jahr,
dem wir bang ins Auge schauen,
In ein neues Land uns gar
Lächelnd eine Brücke bauen.

Groß und niegeahnt' Geschehn
Kann sein Schoß verschwiegen bergen,
Und derweil wir zagend stehn,
Steigt das Glück schon von den Bergen.

Alfred Hugenberg.

Am Fenster.

Jugenderinnerungen von Heinrich Federer.

Nachdruck verboten. Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

(Fortsetzung.)

Und wieder in einer tiefen Nacht rief uns die Mutter ans Fenster. Eine weite seltsame Rote dehnte sich zwischen Pilatus und Stanserhorn weit in den Norden hinauf. So etwas hatte ich noch nie erblickt. Der Himmel blutete aus einer großen Wunde.

„Es brennt in Rägiswil,“ lispelte Berena. „Die Fabrik.“

Das war so entlegen, daß man weder Flammen, noch Flammensprühen sehen konnte. Aber bei dieser grausigen Rosenfarbe konnte man sich dafür das Furchtbarste denken. Durch die Stille meinte ich Schreie, Zischen, Güsse zu hören, nun wieder Menschen und Tiere wie aus dem Fegfeuer der armen Seelen zu vernehmen, wie sie um Hilfe rufen. Das Gebälke kracht, das Dach stürzt ein, und die Toten grinsen aus den Roh-

len. Entsetzliche unmögliche Schrecken stiegen vor meiner Seele auf. Ich begann zum Fenster hinauszugehen und zu schreien: Löschet doch, löschet!

Männer hasteten vorbei. Man hörte im fernen Sarnen die Pfarrglocken Sturm läuten. Plötzlich schrillte unsere Gangschelle durchs weite Haus. Wir zuckten wie unter einem Blitz zusammen.

Sie rufen die Feuerwehrpflichtigen aus dem Schlaf, beruhigte uns die Mutter, von Haus zu Haus. Aber sie mußten doch wissen, daß Paul schon lange nicht mehr daheim ist. — Horch, jetzt zerren sie bei Rehrers an der Schelle. Dort sind doch auch nur zwei Frauen, seit der Rehrer starb. Haben sie den Kopf vor Eifer verloren? 's scheint, die Not dort unten ist groß.

Das Feuerhorn gröhlte jetzt oben im Dorf,

Wagenräder und Pferdehufe rumpelten über den gefrorenen Boden. Die Häuser erwachten, Lichter erglommen hinter allen Scheiben, und die unheimliche Rose im Norden wuchs über den halben Himmel.

Diesmal ging es mir viel näher als in der Auswanderernacht. Mir schien, die Erde selber beginne zu brennen. Wie gräßlich hatte es geschmerzt, als ich einmal mit dem Finger zu nah in die brennenden Ofenscheiter geriet. In was für Höllengualen mußten nun die Menschen dort unten in den turmhohen Flammen sich krümmen. Sie lodern lichterloh wie Fackeln und verkohlen genau wie die Tannenküppel in unserem großen Ofen.

Ein Brand am hellen Tag will gar nichts bedeuten. Er macht nur den Eindruck des Schadens. Aber eine Feuersbrunst nachts, auch nur an einem leeren Holzschopf, wirkt heillos auf die Nerven. Die Stille und Finsternis der Nacht überseht alles ins Abenteuerliche, Schreckhafte, und was tags natürlich, nüchtern, begrenzt erscheint, wächst nachts ins Riesenhafte, Phantastische, Grenzenlose.

Mir war, es drohe auch uns Gefahr, wenn ich schon nicht wußte wie und woher. Überall hörte ich es knistern und knattern. Böse Mächte mußten in der Nähe sein, der Tod lauerte uns an allen Ecken auf. Ich fürchtete mich wahrhaft, ins Bett zu gehen, und fürchtete mich, am Fenster zu bleiben und in die Rote zu blicken. Ich wurde erst etwas ruhiger, als die Mutter gebot: „Beten wir ein Vaterunser für die Armen dort! Hoffentlich ist ihre Sache versichert.“

Versichert! Was hilft das? Darum war der Himmel doch wie Blut, läuteten doch die Sturmglocken, hat man sich doch durch Rauch und Blut mit knapper Not gerettet und kniet vor der Asche; darum war die Nacht doch mit teuflischen Schrecken überfüllt. Versichert, ich verstehe nicht, was das heißt, wenn ich vor Angst beinahe gestorben bin.

Das drittemal, da meine Mutter mich aus dem Schlaf aufrüttelte, fragte ich ganz verängstigt, ob es denn schon wieder brenne. „Ja, und wie!“ flüsterte Verena feierlich. „Oben am Himmel brennt es. Komm nur und schau! Unser langmütiger Herrgott hat ein Feuer angezündet, das einem zu denken gibt.“

Mit zitternden Knien und mich fest an die Mutter krampfend, trippelte ich in die Stube hinaus an jenes Fenster, das gegen das Oberdorf, den Kirchturm und den schwarzen Kernser-

berg schaute, und gewahrte sogleich nordöstlich über den Gebirgsmassen im eisigen dunkelblauen Himmel ein Gestirn, das weder dem Mond, noch einem Stern, sondern einem gelben Klecks glich, mit einem langen züngelnden Schwanz, gerade als hätte der liebe Gott, nachdem er mit seiner gewaltigen Feder die Sterne an den Himmelsdeckel geschrieben hatte, aus Spaß oder Versehen einen leuchtenden letzten Tropfen seiner Tinte mit einem goldenen Schnörkel über das Schriftstück versprüht.

Aber uns dünkte dieses sonderbare Feuerzeichen nicht lustig. Es lachte nicht gutmütig wie Gebatter Mond und tröstete nicht wie die heiligen Sterne. Es zuckte, bligte, schreckte und schien am Schweif bläulich zu schwelen wie ein Drache. Man spürte sogleich, daß es nicht als Freund gemächlich am Himmel spazierte. Es war eine Drohung. Totenstill glühte es da oben weit über die Böschung hin und machte uns erschauern. Wie gebannt hingen unsere Augen daran und fragten: Was willst du? Großes, brennendes Rätsel, sag' an, was willst du von uns?

Es war eine Winternacht kühl und hart wie Kristall und vom Schnee und von den Sternen leicht belichtet. Träge wie der Tod lag die weiße Decke von den Geräten herab über Dorf und Flur und dehnte sich gegen Norden in alle Fernen hinaus. Nichts schien zu leben als wir drei am Fenster. Eine mörderische Einsamkeit umgab uns. Wir Kinder wagten nicht mehr zu reden.

„Wenn das nur nicht Krieg bedeutet!“ seufzte Verena leise. „Oder eine Krankheit wie die schwarzen Blattern oder Hunger und Teuerung! Du liebe Zeit, Brot und Milch haben ja schon um drei Rappen aufgeschlagen.“

„Oder der Jüngste Tag, Mutter, wenn der käme,“ flüsterte ich.

„Zeichen am Himmel, ja, so steht es geschrieben,“ sagte die Mutter mit feierlicher Bibelstimme. „Aber ich glaube eher, der liebe Gott will uns mit diesem Kometen warnen. Passet auf, heißt das, sonst...!“

„Was sonst?“

„Immer schlechter wird die Welt,“ klagte Verena. „Lehthin haben zwei Buben im Badi-schen ihre Mutter vergiftet, denkt einmal! Und die Mannsleut wollen nicht mehr in die Kirche und verhoßen den Sonntag im Wirtshaus. Und die Weiber trinken Schnaps, und die Väter laufen fort. Und überall ist Streit. Jetzt fängt schon wieder ein Krieg an, auf dem Balkan oder wo.

Der Pfarrer hat es selbst gesagt. Ganz verdorben sind wir . . .“

Tief bedrückt senkten wir Geschwister den Kopf. Mit grausamer Klarheit funkelte der Komet auf uns herab.

„Auch ihr zwei zankt immer,“ predigte die Mutter leise fort. „Immer habt ihr Streit. Ich kann sagen, was ich will. Wegen einem Fußkern schlagt ihr euch. Und ihr schlafet ein beim Rosenkranz, aber vor- und nachher mault ihr laut genug und schimpft, wenn ihr mir nur das Garn halten solltet, und denkt immer ans Essen und auf-die-Gasse-Springen. Ganz wie der Vater. Und er, er, ach . . . Wie sollte da unser Herrgott nicht die Geduld verlieren und so einen Wink an den Himmel malen und sagen: ‚Jetzt warn’ ich euch zum letztenmal. Wollt ihr parieren oder nicht? Ich hab’ jetzt genug!‘“

Schwer schnauften wir Kinder, ich Engbrüstiger doppelt schwer.

„Er braucht nur mit dem kleinen Finger zu winken, und unsere Erde fällt zu Staub zusammen. Und wieder ein Wink, und eine nagelneue Erde steht da, mit viel bessern und schöneren Menschen. Man muß sich nur wundern, daß Gott es nicht längst getan hat, daß er so lange zuschauen mag! Wir verdienen es gar nicht . . .“ schalt die Mutter weiter.

Ich hatte heute Pauline am Kopf herumgezerrt und war gegen alles Verbot das Treppengeländer rittlings hinuntergeglitten. Aber dabei ward der Sitzboden, den meine Mutter erst noch so säuberlich und ach, so mühselig, mit ihren kleinen feinen Stichen vernäht hatte, aufgerissen worden. Und Äpfel hatte ich im Keller gestohlen und das alles an einem einzigen Tage, ich Unhold. Oh, ich war schlecht. Der Komet dort oben wußte das. Mich schaute er ganz besonders böse an. Wenn es kracht, trifft es unzweifelhaft mich zuerst.

„Was muß man denn machen, Mutter?“ bat ich zaghaft. „Denk’ nur, ich hab’ schon wieder ein großes Loch in den Hosen . . . weil . . . und . . . oh, jetzt rutsch ich nie mehr auf den Lehnen hinunter, sicher nicht . . . Mutter . . .“

Hätte Berena den Dreiangel am Tag bemerkt, es hätte eine Tracht Hiebe auf meinen sündigen Hintern abgesetzt. Denn in ihrem peinlich saubern Sinn war ein zerfaserner Saum, ein abgerissener Knopf, ein Flecken am Ärmel oder gar ein Loch im Kleid ein arges Verbrechen, das Sühne heischte. Jetzt aber mußte ich nur die Hosen holen und vor ihr ausspreiten. Beim Anblick des gräßlichen Risses langte sie zwar unwillkürlich mit

der kleinen, aber nervigen Hand nach mir aus. Aber dann ließ sie den Arm wieder sinken. Vor dem schreckhaften Arm Gottes am Himmel schien es ihr doch unstatthaft, auch noch ihr kleines irdisches Gericht zu zeigen. Den Mund bitter verschlossen, sah sie lange den Schaden und dann den Schadenstifter an und ergab sich darein. Aber dieser Blick tat mir mehr weh als die härteste Züchtigung.

„Liebe, liebe Mutter,“ stammelte ich nur und suchte ihre Hand.

„So seid doch jetzt endlich brav und habet acht aufs Gewand,“ mahnte die Mutter. „Dann haben wir nichts zu fürchten, komme, was wolle.“ — Und wieder blickte sie furchtbar ernst auf die zerrissenen Hosen. Das war etwas so Wichtiges, daß ich beinahe glaubte, alles Elend der Welt stamme von daher. Die da morden und erschießen, sie fingen sicher zuerst mit solchem Unfug an, sie zerrissen ihre schönen ganzen Gewänder. Dann wollten sie noch mehr zerreißen, das Kleid und Eigentum der andern, die Ruhe, den Frieden, Recht und Sitte, Ordnung, Gesundheit und Wohlstand. Sie konnten nicht mehr anders als alles durchlöchern und zerfetzen. Sie zerrissen das Volk und Land, griffen sogar nach dem Schöpfermantel Gottes, wenigstens an seine untersten Säume, und wollten — ich sah’s auf einem Bilde so — sie elend zerschleifen. Ja, so ist es! Oh, nur keine Hosen zerreißen, nur ganze Hosen behalten! Dann gibt es keine Kriege, keine Sünden, keine Kometen, dann kann man ruhig schlafen. Nie, nie will ich ferner auch nur den kleinsten Riß in die Hosen bekommen.

Ich weiß nicht mehr, wie lange wir noch den geschweiften Stern am frostigen Nachthimmel beguckten. Ich weiß nur, daß am Morgen meine Hosen wieder wohlgeglückt am Bettpfosten hingen. Ein solides Stück Stoff war mit kleinen starken Stichen in den Sitzboden hineingenäht. Die Hosen schienen stärker als je.

Aber ach, wo der Komet gedroht, lachte die Sonne wieder ihre goldenen Schollen herunter, und die Welt wurde wieder leichtsinnig. Und wie oft hab’ ich alter Sünder die Hosen noch zerrissen. Man kann nicht anders. Es gibt zu viele Ecken und Kanten im Leben und — schließlich waren es doch nur Hosen.

Die unfertige „Religion“ und „Wissenschaft“.

An einem regenfeuchten Nachmittage zogen je sechs oder acht Pferde zwei gewaltige Sand-

blöcke den Gartentweg herauf zum Schulsplatz. Die Räderfurchen sah man noch viele Tage lang. Mit einer Winde wurden die graugrünen Ungeheuer aufgerichtet. Wie Felsen standen sie da.

Darauf zimmerte man ein Gerüst mit einer steilen Wendeltreppe um sie herum auf, und Paul begann in Schurz und Kittel, ein Sammetkappi im schwarzen Haar, mit heftigen, fast hastigen Hammerschlägen am Stein zu arbeiten. Auf einem Karton hatte ich gesehen, daß zwei Frauen aus den Felsen schlüpfen mußten, die ernste Religion und die kluge Wissenschaft. Diese Figuren sollten am Eingang zum neuen Kantonschulgebäude in Sarnen stehen, und wenn sie meinem Vater tüchtig gelangen, war er vieler Aufträge, Kränze und Goldrollen gewiß. Freilich mußte er in einem gewissen landläufigen Schema verharren. Auf seinem Nachttisch lag in jenen ersten Tagen ein Buch mit dem Titel: Michelangelo.

Bald blickten die Gesichter in rohen Umrissen aus den Klößen, Schultern und Arme wanden sich hervor, Falten des Gewandes entfloßen, Locken lösten sich. Aber ich fand in meinem bübischen Verstand oder Unverstand nichts Besonderes an diesen Zügen. Schwerfällig und langweilig dünkte mich das, was da hervorlachte, wie schon oft gemacht und gesehen. Gewiß erschien es meinem Vater auch nicht gut. Nachdem er im ersten heißen Glauben ein paar Tage an den Blöcken herumgemeißelt und einen dicken Vorschuß eingestrichen hatte, verzweifelte er wohl an der Möglichkeit, seine Träume in diesem Sandstein zu verwirklichen, und kleinlaut und angeekelt von der Halbheit seines Vermögens, verschwand er spurlos für lange Zeit. Die Religion und die Wissenschaft mußten unfertig, plump, hilflos bei Sonne und Regen auf dem leeren Platze stehen, von allen Schulkindern umgafft, und wußten so wenig als Verena oder der Besteller, wer ihre dumpfen Seelen aus dem Stein erlösen würde.

Vom Ärger des Rektors der Kantonschule, des gewaltigen Augustin Grüniger, vom Spott der Übelwollenden, von der Bitterkeit und Beschämung Verenas wußte ich gottlob nichts, sondern kletterte erfreut am Gerüste empor und richtete mir auf den obersten Brettern einen hohen herrlichen Sicherheitsplatz ein. Von da blickte ich in die Tiefe hinunter, sah den vorüberkriechenden Menschen auf die Köpfe, faltete glücklich die Hände und hielt mich für Zeit und Ewigkeit vor allem Übel behütet.

Ab und zu nahm ich die Wissenschaft an der

Nase, streichelte ihre Wangen, hielt ihr den Finger an die Lippe, ob sie etwa warm sei oder gar zu reden beginne. Ach nein, wie fischkalt war dieser Mund! Dann aber vergaß ich die gute Frau völlig und dachte nur, wie hoch und sicher ich hier oben hause. Eine wahre Sucht nach hohen oder doch traulich sichern Sitzen begleitete mich durchs ganze Leben. Ich richtete mich auf Holzbeigen, Kisten, Stühlen und Tischen wie ein Vogel im Baumwipfel ein, aber liebte auch die Schlupfwinkel im Gebüsch, die Gänge unter hohem Schnee und im Heu des Tennis.

Infolge meiner Armut und Krankheit gelangte ich nie im äußern Leben zu jener Sorglosigkeit, die keine festen Plätze und Sicherungen suchen muß, weil sie auf ihre Macht oder Kraft überall im offenen Plan vertrauen darf. Ich genoß nie jenes Vertrauen nach außen und beneidete jeden, der es besaß. Nur nach innen, dem, was mein Eigenstes war und durchaus von mir abhing, traute ich kräftig. Aber wie wenig war das! Bestand es doch fast nur aus Einbildung, Traum, Begeisterung und Seifenblasen. Es war nicht Springen, Steineschleudern, Zentnertragen, Klettern, Schwimmen, Hosenschlüpfeln¹; es war nicht Schlitteln, Rudern, großartiges Geldausgeben, starke Fäuste, elegante Knie, erschreckende Blicke zeigen, Brummen wie ein Bär und Brüllen wie ein Löwe und im Kreise der Gespielen Brunken und Prozen. In all dem war ich ein kleines Nichts, hier mußte ich hinter den Ofen oder auf das oberste Stieglein der Wissenschaft kriegen, den Kopf hinter die Bretter stecken, vorsichtig durch eine Lucke hervorgucken und froh sein, daß mich niemand aus dem Versteck in die Konkurrenz der Starken hinunterriß und vernichtete.

Das Leben und ein Korn eigener Witz haben mich später wohl gelehrt, diese krankhafte Versteckensucht, diese heimliche Vogelnestliebe soviel wie möglich aufzugeben. Von der Nestwärme hat man noch nicht gelebt. Ich merkte, daß man auch frieren, ins offene freche Feld hinausstehen, sich sozusagen dem Wind der Welt preisgeben muß. Noch mehr, ich erfuhr, wie schön, wie wahrhaft menschlich dieses Risiko ist. Ich wäre wohl verstaubt und verschimmelt ohne es. Aber trotzdem ist die Sehnsucht nach einem verborgenen Winkel, wo man ruhig husten und keuchen, träumen und lesen und dichten kann, immer wieder in mir erwacht und nichts hat mir später so viel Glück

¹ Schwinget oder Zweikampf, indem man sich an den Hosensäcken festhält.



Unser Wild im friedlichen Walde — am Futterplatz.

Phot. J. Gaberell, Thalwil.

bereitet, wie durch einsame Bergtäler zu wandern, in unbekannten Gasthäuschen zu hausen, im Stübchen zu sitzen, wo nur meine Seele zum Fenster hinaus und nur der Herrgott hineinschaut. Mit welchem Entzücken las ich darum Adalbert Stifters Hochwald! Nie dick und hoch genug konnte mir Robinson seinen Zufluchtsort umhegen.

Nichts begriff ich später so gut im Gewirr der Welt als die Flucht in die schweigsame Wüste, in die Waldesstille, das Leben der Einsiedler, die Suche nach einer einsamen Klausen, weil es so sehr meiner Natur oder doch dem Zwang meiner Schwächlichkeit und Kränklichkeit entsprach. Noch heute beglückt mich die Erinnerung an den ersten Gang in den Ranft, eine Stunde von Sachseln im Gebirge, wo tief unten im Tobel am Alpenwasser ein Waldbruder uns in sein Häuschen winkte und rasch und gut den Riegel hinter uns wieder zuschob und uns in seine kleine Bibliothek barg, wo es nichts gab als Bücher, eine Kasse, einen Tisch mit der Kaffeekanne und das Widerhallen des Melchaafusses von den Zimmerwänden. Oh, ich werde davon noch eigens erzählen. Und wie lieb wurde mir der selige

Bruder Klaus schon nur um der Einsamkeit willen, in der er von 1467 bis 1487 hier unter den Tannen seine braune, durch die ganze Schweiz verehrte Rutte trug. Fast tat es mir weh, daß er die noch viel wildere und stillere Alpe Klister unter den Felsen der Forstet verlassen hatte und sogar hier im Ranft noch so oft und schwer ins Menschengedränge, das zu seiner Zelle empor schwoll, mit beiden Händen hineingreifen mußte. Der Zauber der Verborgenheit und Geborgenheit verlor sich ja dabei halb und halb.

Aber auch nichts bewunderte ich dann doch wieder im gleichen Gewirre der Welt wie das tapfere Stehenbleiben im Getümmel, das Standhalten im Sturm, das Umbrandetsein von Leid und Glorie wie eine zerfetzte Schlachtfahne. Meine wildesten Küsse galten den Männern der Front. Gerade weil mir das Schicksal dergleichen für immer versagt und den Winkel angewiesen hatte, gerade darum staunte ich dieses brausende, purpurleuchtende Gegenteil mit durstiger Seele an. Darum wurde mir der exponierteste Geisteslämpe des vierten Jahrhunderts, der unbesieglische Athanasius, oder an der lärmenden Wende des zwölften Jahrhunderts der große Inno-

zenz III. so unendlich wichtig und lieb. Ich wäre für sie durch Feuer und Wasser gegangen. Dennoch, herzlicher und wärmer fühlte ich mich an der Seite des Bischofs Basilius, der heimlich immer für die Einsiedelei schwärmte, obwohl er im vordersten Glied fechten mußte.

Daher kommt es wohl auch, daß ich jetzt im dahinsiechenden Alter auf meinem Lehnstuhl in der geheizten Stube nichts lieber tue als von Erstbesteigungen, Nord- und Südpolfahrten, Wüstenreisen und Entdeckungsfahrten am Amazonas und in den Anden lesen. Enger ducke ich mich dann in meiner Kleinheit zusammen, je Gewaltigeres von jenen Burschen der Kraft gelitten und geleistet wird. Beinahe lachte ich mich selber ob dieser Zweideutigkeit aus, indem ich in einem spottlustigen Augenblick folgende Reime mir ins eigene Fleisch kitzelte:

Satire.

In meinem Gärtlein mess' ich, wie weit
Und poetisch der Wüste Unendlichkeit.
Im Ofenstuhle gilt mir dann
Der Nordpolfahrer als größter Mann.
Und nach fettem Tisch und sattem Bauch
Rühm' ich den blassen Klausner auch,
Der sich von Wasser und Wurzeln nährt
Und nie ein Schmäcklein von Braten begehrt.
Den Rücken an warmen Stubenwänden
Lob ich, die mitten im Plane ständen,
Die Wettergeschüttelten, Donnerumknallten,
Die noch lachen, wenn Himmel und Erde sich spalten.
So sachte, von weitem, durch sieben Fenster,
Am helllichten Tag, lieb ich selbst die Gespenster.
Ich glaube sogar, daß hienieden die Welt
Mir erst von drüben so recht gefällt;
Daß ich hungre nach lippenblütigem Leben,
Erst wenn sie mir Schollen ins Narrenmaul geben. —
— Soll ich mich darob nun grämen und schämen,
Nichts mit der Genienase vorwegzunehmen?
Ist's nicht auch Genie, wenn ich um ein Schoß Jahre
Gelassen im Schweife der Dinge fahre?

Christmonat 1895.

Aber so arg war es früher doch nicht. Bei aller Schwäche und Not meines Lebens bin ich doch auf viele Berggipfel gestiegen, habe in Italien jeden hohen Turm erklettert, wanderte weite Straßen ab, trockte manchem Gewitter und nahm manches geistige und leibliche Risiko auf mich. Ich suchte die Vogelnestruhe, aber habe mich ihr doch nie mit Haut und Haar verschrieben.

Jene Statuen nun, auf denen ich so gern horstete, wurden nie fertig. Die Blöcke, recht und schlecht wie sie dastanden, mußten weggeholt und von einer zweiten Hand fertiggehauen werden. Dann kamen sie in den Konviktsarten von Sarnen. Sechs Jahre hindurch ging ich später

als Gymnasiast täglich mit meinem Schulranzen an ihren grauen Leibern vorbei und wagte sie zuerst nicht einmal anzublicken. Ich schämte mich für meinen Vater. Denn jetzt, wo sie als etwas Endgültiges gelten wollten, sah man erst recht, was für ärmliche Gebilde es waren, ohne Geist und Regung. Trotz der glatten Feile des zweiten Künstlers schienen sie mir in jeder Hinsicht unfertig. Sie sahen nicht, sie hörten nicht, sie sprachen nicht, es ging da nichts von Herz zu Herz. Das war keine Religion und keine Scientia, sondern hilfloser Stein war alles geblieben. Ja, es dünkte mich noch vielmehr toter und elender als damals, als es erst aus dem Fadenschlag guckte und noch vieles vermuten ließ. Der zweite Meister hatte den dünnen Atem des ersten Meisters noch gänzlich ausgeblasen.

Ich war froh, daß meine Mitschüler nichts von der Entstehung dieser Figuren wußten und daß meine Lehrer sich taktvoll darüber ausschwiegen. Als ich einst allein bei den Statuen stand, suchte ich ängstlich nach, ob etwa meines Vaters Initialen irgendwo eingestochen wären. Wie atmete ich auf, als ich nichts fand. Ich wäre versucht gewesen, sie wie einen Familienmakel auszufragen.

Im übrigen erinnere ich mich nur an wenige Arbeiten meines Vaters, am ehesten noch an einige Totenmasken und Gipsabgüsse. So schuf er den Kopf des Bischofs Greith von St. Gallen, in dessen Maske wir Kinder noch einzelne silberne Haare des berühmten Mannes fanden. Damals kamen auch statt der Steinmäler billigere Grabzeichen aus Eisenblech auf. Sie glichen stilisierten, dünnen Stauden oder einem eisernen Kreuz mit laubigen und zackigen Umwucherungen. Sie mißfielen mir schon damals. Aber interessant war es zuzusehen, wie der Vater diese unschönen Denkmäler bemalte und vergoldete und oft in ihre Herzmitte ein Medaillon mit dem Porträt des Verstorbenen setzte. Diese kleinen, farbigen Gesichter gerieten ihm stets gut. Die Hinterlassenen lobten die treue Ähnlichkeit. Aber die ganze übrige Nachenschaft ekelte den Künstler entsetzlich an.

Für uns war das Köstlichste jene kleinen rötlichen Hefte aus Seidenpapier, in denen die Goldblättchen gebettet lagen. Oft überließ uns der Vater eins, in dem noch einige glühende Fäden dieses Metalls steckten. Wie unnennbar schön das funkelte, gelber als Sonne und Mond! Sicher, es war nur zum Anschauen geschaffen, zur seligen Augenweide, wie der Himmel und

seine Sterne, nicht zum Krämerei und Geizen! Es war etwas Himmlisches, vielleicht gar ein kleines Lächeln Gottes, und darum so zart, daß man es nicht mit dem Finger berühren, ja, nicht einmal mit dem Atem treffen durfte, sonst verflüchtete es sich und war verloren.

Manchmal nahm der Vater mich nach Sarnen in die Zeichnungsschule der Studenten oder der Klosterfrauen mit. Bei den Gymnasiasten vermochte er die Ordnung nicht aufrechtzuerhalten. Alles ging drunter und drüber, indessen er sich mit einem talentvollen Burschen abgab, und mir wurde dann oft himmelangst so allein unter den großen Kerlen mit den ungeheuren Bässen und Spässen. Sie streckten mir die Zunge, ein Italiener grinste mich mit großen weißen Zähnen und dampfenden Lippen an und laudertwelschte grimmiges fremdes Zeug, daß mir heiß wurde. Sie kloben mich und gaben mir Schokolade und ritten mich auf den Knien und ich dachte unwillkürlich, wo denn ihre beiden Mütter seien, die ernste Religion und die kluge Wissenschaft.

Paul half einige Male beim Fastnachtstheater dieser Jünglinge mit, schuf Kulissen, besorgte Kostüme, pinselte den Milchgesichtern Runzeln auf und klebte ihnen Bärte ans Kinn. Das war ein Gefohle in der Garderobe. Aber wie vergaß ich alles, da der Vorhang aufging und gespielt wurde. Unvergeßlich ist mir die Aufführung des hl. Alexius, der im Hause seines vornehmen Vaters als unbekannter, übel geduldeter Bettler lebte und starb. Ich fürchtete die Mohren mit den schwarzen Gesichtern, der wulstigen Lippe und dem Weiß ihrer rollenden Augen. Obwohl ich zugehört hatte, wie man sie übermalte und verkleidete, glaubte ich doch, sobald sie als fertige Mager spielten, an ihre grausame, mörderische Echtheit. Die kleine Bühne kam mir wie die greifbarste Wirklichkeit vor. Das an die Leinwand gemalte Rom mit „dem Schlangenhals des Tiber“ meinte ich mit einem Steinwurf erreichen zu können. Ich zitterte vor dem Giftbecher der Sklaven, litt mit dem blassen Alexius unter der Stiege und frohlockte, als alle Glocken Roms seinen heiligen Tod feierten. Immer wieder mußten mich die Zuschauer der hintern Bank auf meinen Sitz niederreißen. Immer wieder sagten die Nachbarn rechts und links: Zapple doch nicht so! Hast du Fieber? Das ist doch nur Theater, nur Theater! Nie habe ich diesen Spruch verstanden. Ich glaubte an die Bretter so stark wie an unsere solide Erdrinde. — Viele Wochen schwebte mir bei Tag und Nacht jener heroische Bettler mit

dem Schneegeßicht der Entsagung vor Augen, und etwas zu tun, das ihm gleiche, brannte mir auf der Seele und schien mir allein noch lebenswert.

Eine ganz andere Luft wehte im Frauenkloster St. Andreas. Da war alles leise, ruhig, ergeben. Man sprach langsam, sang andächtig und mit hohen Stimmen und neigte demütig die verschleierten Häupter. Ich sah, wie ein junges goldhaariges Geschöpf in den Orden eintrat. Als dieses zarte Jüngferchen niederkniete und die große häßliche Schere in sein sonniges Gelock schnitt, während eine alte Nonne schon Haube und Schleier bereit hielt, da schüttelte ich schweißend und pustend das große drückende Stillschweigen ringsum wie einen Berg von mir. Ich sprang auf wie toll, warf die Arme von mir und schluchzte: nicht, nicht! lasset sie hinaus! o nicht so! — Ich heulte und tobte vor Weh und mußte zum Saale hinausgeführt werden. Manche Klosterfrau hinter den Gittern hat damals aus ihrer heiligen Geborgenheit heraus über meine Weltwildheit lächeln müssen. Es war ja nur Theater der Jöglinge.

Sonst war ich selten mit dem Vater. Er wollte lieber ohne uns Kinder sein. Abends war er fast nie daheim. Ach, wie oft sollte ich ihn nach dem Zunachten aus dem Wirtshaus holen und wagte mich nicht in die Pinte hinein und doch auch nicht ohne Vater nach Hause. Da stand ich dann in der Kälte und Dunkelheit und klopfte zuletzt und sprang wieder von der Türe weg, bis die Kellnerin mich erwischte und berichtete: Paul komme jetzt bald, sehr bald. — Aber ich sah ihn durch die Türspalte rauchen, trinken, seltsam agieren und dachte: Ach, wie kann er Religion und Wissenschaft schnitzeln! Er soll's gar nicht mehr versuchen! — Blieb er dann einmal zu Hause, weil er sich unwohl fühlte, etwa Herzklopfen spürte, so nahm er wohl Jeremias Gott-helf vom Kasten herunter und las uns aus Ueli der Knecht vor. Prachtvoll las er mit seinem dunkeln, weichen Baß. Diese Bäuerinnen aus dem Emmenthal rauschten in ihren weiten Staatskleidern daher und man hörte es förmlich, wie eine die andere überbot. Auch für Schiller schwärmte mein Vater und eine ganz besondere Liebhaberei trieb er mit Justin Kerner, dem romantischen Schwaben und Geisterseher.

Wundervoll waren diese wenigen Abende. Meine Mutter lachte wieder einmal zur Arbeit, der Vater sprühte vor Laune, wir Kinder durften länger aufbleiben und es gab noch etwas Leckeres auf den Tisch. Eine rosige Seifenblase lang

dachten wir alle: Und es kommt noch alles gut! Und ich fügte leise bei: Er wird doch noch einmal die Religion und Wissenschaft zuwegbringen. —

Dennoch zerfiel nach und nach auch in Sachseln alle Arbeit des Vaters. Der Schnitzlerverband löste sich auf, er hätte eines feurigern Apostels bedurft. Die Zeichnungsschulen suchten solidere Lehrer, die Bestellungen für Bilder und Plastik versiegten, da niemand wußte, ob man etwas Fertiges kriege. Aber das Trinken und Schuldenmachen wuchs, und plötzlich verschwand Paul wieder auf Jahre und kein Lüftchen wehte her und berichtete uns einen Gruß von ihm.

Obwohl unsere Mutter von Paul nachgerade Unerträgliches erduldet hatte und mit seinem Weggang eine gewisse Erleichterung, Ruhe und Achtung wieder in unsere Familie einkehrte, so konnte Verena diese Trennung zuerst doch nur schwer verwinden. Sie liebte noch immer. In der Tiefe ihres Herzens loderte noch ein Rest von Leidenschaftlichkeit für ihn, obwohl sie es mit keinem noch so kleinen Funken nach außen verriet. Es gab Stunden, wo sie ihm alles verzieh. Dann und wann, wenn sie ihre rauhen braunen Hände anschaute und den ärmlichen Tisch und das schmale Durchschlüpfen zwischen Hungern und Genughaben und links und rechts Vereinsamung, kam ihr wohl jene leichte sonnige Frauenzeit der ersten Ehe in den Sinn mit sorglosen Tagen, schönen Kleidern, viel Freunden und Vergnügen, mit Reisen im Weispänner, Geachtetsein nach allen Seiten und mit einem stillen, zufriedenen, guten Gemahl, der ihr die Wünsche vom Munde las. Aber diese bittersüße Erinnerung war schnell

überstanden und rascher zappelten ihre Stricknadeln.

Jeden Abend mußten wir, und oft, wenn es der Mutter gar heiß ins Herz fuhr, auf den Knien mit ihr für den armen Vater beten, daß Gott ihn erweiche und erleuchte und arbeitslustig zu uns heimführe. Fast wund arbeitete sie sich, um unsern Unterhalt zu beschaffen, die Miete und die dringendsten Schulden zu zahlen. Paul hatte hinterrücks auch noch das Geld abgehoben, das als ihr Witwenteil von der ersten Ehe auf der Bank lag. Nichts blieb Verena übrig als die Arbeit und ein Kasten voll schöner Kleider aus ihren jungen Honigjahren. Aber je trostloser es um sie herum wurde, um so tapferer rechte sie ihre kleine Figur in die Höhe und zog uns mit an ihrer Unererschrockenheit empor. Sie lehrte uns, mit einem Zweibäzler im Hosensack noch lachen und Muttergotteslieder singen. Eine Art Vogelleichtsin pfiff bei allem ernstern Werktagsgang zu unsern Türen aus und ein. Aber auch ins immerwährende Wunder einer höheren Vorsehung und Liebe zog uns die herrliche Frau immer wissender hinein. Erst merkten wir es nicht recht, dann ward es uns nach und nach fröhlich bewußt und zuletzt sagte unsere Seele aber sehr stolz: die Mutter könne viel mehr als der Vater, sie könne die Religion und die Wissenschaft nicht in den Stein, aber ins Fleisch und Blut bildhauern. Und da gab es nichts Unfertiges, sondern alles ward recht und rund und ganz. Und sie selbst war das beste und das schönste Ganze, das ich je erlebt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Winterliches Einnachten.

I

Winterabend.

Weiß bricht ein schräger Abendschein
Durch das Gewölk, ein spätes Licht.
Ich bleibe stehn, ich gehe ein,
Ein weitres Ziel verlockt mich nicht.

Wie still, und welch ein großer Glanz
Heut diese Winterwelt verklärt!
In diesem Licht ist alles ganz,
Jenseitsbezogen und erklärt.

Ich bin vom Eiswind angeweht
Blattloser Busch, ein Strauch im Moor —
Wer ist's, der durch den Abend geht?
Welch großer Einklang füllt mein Ohr?

II

Winternacht.

Sternbild meines Winters, zieh herauf,
Senke deinen hohen Tageslauf!
Du mein allerhöchster Anbetracht:
Höher hebe deine Bahn der Nacht.

Und auch du, o weißer Wintermond,
Glanzgeboren und vom Nichts bewohnt,
Nimm auf deiner Wanderschaft mich mit:
Führe mich zum ewigen Zenith.

Winterhimmel, herrsche über mir,
Deinen reinen Wandel schenke mir,
Ordne du, ich bin dir zugetan,
Meinen Gang in deine Sternenbahn.

Hermann Hiltbrunner.